

Schon, betonte, dass für Planungen und Umbauten der rund 10.000 Quadratmeter großen Abteigebäude mindestens drei Jahre eingeplant seien.

Die Abtei Michaelsberg wurde 1064 vom Kölner Erzbischof Anno II. gegründet, dessen Gebeine in einem goldenen Schrein in der Abteikirche ruhen. Im Zuge der Säkularisierung wurde das Kloster aufgelöst, 1914 aber durch

deutsche Benediktiner aus der niederländischen Abtei Merkelbeek wiederbesiedelt. 1941 lösten die Nationalsozialisten die Abtei erneut auf. Nach Kriegsende wurde das durch Bomben völlig zerstörte Gebäude wieder errichtet. Laut Satzung fällt das Eigentum der Abtei bei Aufgabe des Klosters an das Erzbistum. (kna/ocd)

## Arbeitskreis Ordensgeschichte 19./20. Jahrhundert

### Zwölfte wissenschaftliche Fachtagung am Institut für Theologie und Geschichte religiöser Gemeinschaften der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar vom 10. bis. 12. Februar 2012

Die 12. Tagung des Arbeitskreises Ordensgeschichte 19./20. Jahrhundert konzentrierte sich in diesem Jahr erstmals auf ein Schwerpunktthema. Im Mittelpunkt standen Ausführungen zum Neubeginn in religiösen Gemeinschaften nach dem Zweiten Weltkrieg. Gefragt wurde, wie der Wechsel zwischen Kriegseinsatz und klösterlichem Leben zu bewältigen war. Welche Konflikte entstanden? Wie veränderte sich die Haltung zum Nationalsozialismus und zum Krieg? Daneben wurden wie gewohnt laufende Projekte zur Ordensgeschichte vorgestellt und diskutiert. Auf Einladung von Prof. Dr. Joachim Schmiedl (Vallendar) und Dr. Gisela Fleckenstein (Köln) trafen sich 35 Teilnehmer und Teilnehmerinnen aus Deutschland, Österreich und den Niederlanden.

P. Michael Dillmann OP (Koblenz-Arenberg) analysierte eine Serie von Zeitungsartikeln, die 1911/12 im „Düsseldorfer Tageblatt“ zum fünfzigjährigen Gründungsjubiläum des Düsseldorfer Dominikanerklosters im Jahre 1910 erschien. Autor war der Dominikanerpater Paulus von Loë (1866-1919), der sich als Historiker große Verdienste um die Geschichte der deutschen Dominikanerprovinzen erworben hat. Er beschreibt die Aufbaugeschichte von Konvent und Gebäude in der 1860 noch am Stadtrand gelegenen Friedrichstadt. Die ersten fünfzehn Jahre des Wiederbeginns der dominikanischen Präsenz in Deutschland waren von Missverständnissen und Krisen geprägt (Schulden, Bauprobleme, ein Prozess). Während des Kulturkampfes verlagerten die Dominikaner ihre Tätigkeit nach Venlo, wo auch ein

Noviziat eingerichtet wurde. Von Loë deutet den Kulturkampf in seinen Ausführungen bereits sehr modern, indem er hervorhebt, dass die Tätigkeit im Exil einen besseren und systematischeren Neuanfang in Düsseldorf ermöglichte. Loë sieht im Aufschwung der Gründung nun ein göttliches Walten. Außerdem meint er, dass ohne die Anknüpfung an die mittelalterliche Tradition des Ordens eine solche Gründung gar nicht gelingen könnte. Von Loë wollte „zu den alten Oberservanzen zurückkehren“. In seiner eher nüchternen Darstellung konnte von Loë heute nicht mehr vorhandene Quellen benutzen, so dass alle anderen Darstellungen über Düsseldorf darauf zurückgreifen müssen. Michael Dillmann hat die Artikel deshalb 2012 neu herausgegeben und mit Anmerkungen versehen.

In seiner Predigt am 13. Juli 1941 protestierte der Münsteraner Bischof Clemens August Graf von Galen gegen die Ausweisung der Missionsschwestern von der Unbefleckten Empfängnis der Mutter Gottes und der Jesuiten aus Rheinland und Westfalen. Tags zuvor war das Lourdeskloster der Missionsschwestern von der Geheimen Staatspolizei beschlagnahmt worden. Bischof von Galen kümmerte sich um die Unterbringung der ausgewiesenen Schwestern im Oldenburgerland. Sabine Heise M.A. (Münster) berichtete über die 1910 gegründete Gemeinschaft, die bei ihrem 25jährigen Jubiläum 1935 bereits auf 400 Mitglieder in ca. 25 Klöstern in Deutschland, Brasilien, den Vereinigten Staaten und China blicken konnte. Die Gemeinschaft engagierte sich im pädagogischen, sozialen, Krankenpflegerischen und hauswirtschaftlichen Bereich. Erste Einschränkungen

erfuhren die Schwestern 1934 durch die Devisengesetze. Das Generalat der Gemeinschaft befand sich in den Vereinigten Staaten und die Generaloberin versuchte über die ganze Kriegszeit hinweg die Geschehnisse in Deutschland im Blick zu behalten. Die Schwestern kehrten im Juni 1945 in ihre Münsteraner Häuser zurück, wobei sich die Rückübertragung der Häuser bis 1951 hinzog. Die Schwestern konnten nach Enteignung und Ausweisung neu beginnen, doch waren sie bis 1949 auf die Arbeit in Deutschland beschränkt, da Visabestimmungen keine Ausreisen erlaubten. Sie kümmerten sich um Flüchtlinge und Vertriebene. Alle Schwestern schrieben kurz nach Kriegsende ihre Erinnerungen auf, die zum Teil in der Kongregationszeitschrift veröffentlicht wurden. Kriegstote waren nicht zu beklagen.

Ein anderes Schicksal widerfuhr den Schwestern von der Heiligen Jungfrau und Märtyrin Katharina mit ihrem Generalmutterhaus im ostpreußischen Braunsberg, die 1571 gegründet worden und hauptsächlich im Ermland tätig waren. Im Februar 1945 mussten sich 400 Schwestern mit ihrer Generaloberin auf die Flucht begeben. Bis 1939 gab es wenig Beeinträchtigungen durch die Nationalsozialisten, so Dr. Relinde Meiwes (Berlin) in ihrem Werkstattbericht zum zweiten Teil ihrer Kongregationsgeschichte. Mit Kriegsbeginn mussten die Häuser als Lazarette zur Verfügung gestellt werden. Flucht und Vertreibung waren chaotisch und die Kongregation verlor 103 Schwestern (durch Luftangriffe, Vergewaltigungen durch russische Soldaten und Tote in sowjetischen Lagern, wo Schwestern als Arbeitskräfte eingesetzt waren). Das Generalat in



Braunsberg wurde von der polnischen Provinz der Katharinerinnen übernommen; die deutschen Schwestern fanden 1947 zunächst in Nettetal Unterkunft und verlegten 1953 ihr Generalat nach Grottaferrata bei Rom. Die deutsche Provinzleitung ging nach Münster. Der Aufbau im Westen war mühsam, da die Katharinschwwestern dort unbekannt waren. Sie fanden Aufgaben in der Lazarettpflege und in der Caritasarbeit. Vielfach waren sie in Doppelfunktion gleichzeitig Helferinnen und Flüchtlinge. In der Gemeinschaft blieben Flucht und Vertreibung ein Thema, wurden aber wenig reflektiert, weil die Wiederaufbauarbeit im Vordergrund stand. Innerhalb der Kongregation änderte sich das Beziehungsgeflecht, weil vor allem die brasilianische Provinz zunehmend Verantwortung für den Gesamtorden übernahm.

Prof. Dr. Reimund Haas (Köln/Münster) wertete 66 Jahre nach ihrer Entstehung eine Statistik zu im Felde, durch Fliegerangriffe oder sonstige Kriegsfolgen ums Leben gekommenen männlichen und weiblichen Ordensleuten im Erzbistum Köln aus. Die Umfrage wurde im November 1945 vom Kölner Seelsorgeamt an die Mutterhäuser, Provinzialate und selbstständigen Klöster im Erzbistum geschickt. Das Seelsorgeamt beabsichtigte für 1946 einen Pfarrkalender herauszugeben, der eine Statistik der ums Leben gekommen Ordensleute enthalten sollte. Es gingen 60 Antwortschreiben ein, von denen 14 Gemeinschaften keine Opfer zu vermelden hatten. Teilweise wurde der elf Fragen umfassende Bogen falsch beantwortet, weil ersichtlich Zahlen für die ganze Ordensprovinz geliefert wurden. Bei den Gemeinschaften dominierte zahlen-

mäßig – neben den Einberufungen zur Wehrmacht – der Dienst in den Lazaretten. Der Pfarrkalender ist nie erschienen und die Auswertung der Fragebögen ist mit großer Wahrscheinlichkeit gescheitert. Es gibt in den Akten einen zweiten, sechs Seiten umfassenden differenzierten Fragebogen, der aber nie verwendet wurde, da ihn das Generalvikariat selbst für „eine bürokratische Zumutung“ hielt. Die Fragestellung nach den Folgewirkungen des Kriegs für die einzelnen Ordensgemeinschaften in einem Bistum wäre eine Untersuchung wert.

Der Franziskaner Br. Stefan Kitzmüller OFM (Graz) stellte seine Diplomarbeit über den im Widerstand gegen den Nationalsozialismus tätigen P. Zyrill Fischer (1892-1945) vor. Der in Schwarzenberg (Oberösterreich) geborene Franziskaner durchschaute schon früh als politisch sensibler Denker die Ideologie der Nationalsozialisten. Als profiliertes katholischer Publizist und Vortragsredner im deutschsprachigen Raum trat er ganz entschieden für ein christliches Menschenbild ein. Er veröffentlichte 1932 auf Anregung des Wiener Erzbischofs Friedrich Gustav Kardinal Piffl das kritische Aufklärungsbuch „Der Hakenkreuzler“. Im eigenen Konvent gab es deswegen Konflikte, weil eine kleine Gruppe von Mitbrüdern als sog. „Brückenbauer“ dem Hudal-Kreis angehörte und eine Symbiose von Katholizismus und Nationalsozialismus anstrebten. Nach dem Anschluss Österreichs drängte ihn sein Provinzialminister zur Flucht, da sein Leben bedroht war. Er reiste über Budapest in die Vereinigten Staaten. Er arbeitete in Cincinnati (Ohio) an einer Katholischen Zeitschrift für deutschstämmige Amerikaner mit und musste erleben, dass in den USA

kein Interesse am Druck seiner Bücher bestand. Aufgrund gesundheitlicher Probleme ging er nach Santa Barbara (Kalifornien), wo er eine Freundschaft mit Franz Werfel pflegte, den er auch bei der Abfassung seines Romans „Das Lied der Bernadette“ beriet. Er starb 1945. Sein Nachlass gilt als verschollen. Fischers Werk könnte der Ausgangspunkt einer Neubewertung des österreichischen Widerstandes sein.

Dr. Jan Sloot (Nijmegen) beschäftigte sich mit der Mission der Franziskaner in Neu-Guinea zwischen 1937 und 1987. Er nahm dabei zwei Perspektiven in den Blick, die der Missionsgebiete und die des Heimatlandes. 1930 waren die Franziskaner der größte Missionsorden in den Niederlanden und sie bemühten sich um ein selbstständiges Missionsgebiet in Indonesien. In Konkurrenz zu anderen Orden gelang es ihnen 1937 mit neun Missionaren einen Anfang in Neu-Guinea zu starten. Die Arbeitsverhältnisse waren schwierig und durch die japanische Besatzung stand das Unternehmen kurz vor dem Aus. Es gab auch finanzielle Probleme, doch die Mission wurde trotz der negativen Erfahrungen weitergeführt. Denn nach Kriegsende am 15. August 1945 begann die Phase der Dekolonialisierung und die Franziskaner hatten in den Niederlanden - die Provinz zählte 1200 Mitbrüder - einen großen Personalüberhang, da die Chinamission weggefallen war. Das 1949 unabhängig gewordene Indonesien erhob Anspruch auf den Westteil von Neu-Guinea, doch dieses blieb zunächst niederländisch. Die Missionsmethode hatte sich nach Kriegsende kaum verändert. Bildung blieb der Schwerpunkt und es wurden viele Schulen für den Elementarunter-

richt eingerichtet. Erst die Missionare, die nach 1960 kamen, vertraten eine neue Theologie und nutzten technische Neuerungen wie Radio und Flugzeug für das weitläufige Missionsgebiet. Die Mission erlebte ihre Blütezeit erst nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs und wurde auch in den Niederlanden mehr wahrgenommen, was sich in der finanziellen Unterstützung zeigte. Die Mission wurde 1963 radikal verändert, als Neu-Guinea zu Indonesien kam und Moslems Einfluss nahmen. Das Zweite Vatikanische Konzil brachte das Ende der alten Mission und stärkte die Ortskirchen; die Franziskaner entwickelten neue Modelle der Kommunikation im Orden und im Umgang mit der Bevölkerung in den Missionsgebieten.

P. Johannes Wielgoß SDB (Essen) warf den Blick auf einen Salesianer-Provinzial, der 1949 von der Generalleitung vor Ablauf seiner Amtszeit überraschend abberufen wurde. P. Theodor Seelbach, Provinzial der deutschen Provinz und Teilnehmer am Ersten Weltkrieg, wurde bei der Generalleitung in Turin als zu verständnisvoll und zu lasch im Umgang mit den Kriegsheimkehrern denunziert. Zu seinem Nachfolger wurde P. Johannes Greiner bestellt, der nach seiner Ordensausbildung als Missionar in Brasilien war. Er kannte die deutschen Verhältnisse überhaupt nicht. Dies wurde von P. Theodor Fennemann, Direktor des Hauses der Salesianer in Essen, heftig kritisiert. Er ließ es zum offenen Konflikt mit P. Greiner kommen, als seine Amtszeit in Essen zu Ende ging. Vor dem Krieg war Essen ein Haus für Spätberufene, was es jetzt - da man sich um Nachwuchs sorgte - wieder werden sollte. Fennemann wollte weiter für die Betreuung von jungen



Bergleuten zuständig sein und auch für die Heimstattbewegung arbeiten und in Essen bleiben. Fennemann hatte das Haus in Essen von 1937 bis zu seiner Auflösung durch die Nationalsozialisten betreut und sich nach Kriegsende sofort wieder um das Haus gekümmert. Seitens der Provinzleitung erfuhr er keinerlei Anerkennung für seine Arbeit während der NS-Zeit, wo er auch mit der Geheimen Staatspolizei in Konflikt geraten war. Er zog für sich die Konsequenzen und wurde Weltpriester im Erzbistum Bamberg. Diese Aufarbeitung von Kriegsspuren endete im Konflikt. P. Dr. Cyrill Schäfer OSB (St. Ottilien) beschäftigte sich mit den Problemen der Biographie von P. Andreas Amrhein (1844–1927), dem Gründer der Missionsbenediktiner von St. Ottilien, und stellte in einem Werkstattbericht seine bisherige Arbeit vor. Der in der Schweiz geborene Amrhein kam nach verschiedenen Lebensstationen, unter anderem einer Ausbildung zum Kunstmaler an der Accademia delle Belle Arti in Florenz, 1868 nach Tübingen, wo er katholische Theologie studierte. Er trat 1870 in Beuron in den Benediktinerorden ein, wo er 1872 zum Priester geweiht wurde. Er war in Belgien (Bau von Maredsous) und Großbritannien (Mill Hill-Institut). Amrhein wollte unbedingt in die Mission, was Beuron fern lag, und erwog daher die Gründung einer eigenen Gemeinschaft. Er gründete trotz des Kulturkampfes gegen den Willen von Bischof Senestrey von Regensburg 1884 ein Missionsseminar in Reichenbach (Bayern) und einen weiblichen Zweig der Kongregation unter der Leitung von Sr. Katharina Scheyns. Beide Gemeinschaften werden 1887 nach St. Ottilien verlegt. Amrheins Idee war die Wiederbelegung der Verbindung

von Mönchtum und Mission. Dazu gab er – nach Steyler Vorbild – auch Missionszeitschriften und Kalender heraus. 1887 übernahm er als Generalsuperior ein Missionsgebiet in Deutsch-Ostafrika. Er leitete die Benediktinerkongregation von St. Ottilien bis 1895. Nach verschiedenen weiteren Aufenthaltsorten kehrte er, gesundheitlich angeschlagen, 1923 nach St. Ottilien zurück, wo er wieder in der Gemeinschaft, aber fern von der Gemeinschaft, 1927 starb. Amrhein hatte seit 1888 ein Verhältnis mit Sr. Katharina Scheyns, aus dem eine Tochter hervorging. Er hatte sich selbst beim Bischof angezeigt, der ihn aber bat, vorläufig im Amt zu bleiben. 1895 wurde Sr. Katharina und 1896 Amrhein vom Bischof amtsenthoben, und beiden Gemeinschaften wurde die räumliche Trennung auferlegt. Im selben Jahr kam es auch zwischen den beiden zum Bruch. Amrhein begab sich in psychiatrische Behandlung und ihm wurde geraten, das Ordensleben aufzugeben und zu heiraten. Er heiratete 1900 die Tochter seines Vermieters, doch die Ehe scheiterte und Amrhein bat nach vielen Umwegen – beruflich war er als Künstler und Erfinder tätig – um die Wiederaufnahme seiner priesterlichen Tätigkeit und dann um Wiederaufnahme in seine Ordensgemeinschaft, was ihm gewährt wurde. Diese Aspekte der Gründerbiographie wurden bisher als unbequeme Wahrheit in der Kongregation nicht thematisiert. Der Weg der Aufarbeitung auch dieser Aspekte einer damit nicht unproblematischen Gründerbiographie ist besprochen und drei von fünf geplanten Quellenbänden sind bereits erschienen.

Dr. Wolfgang Schaffer (Köln), gab einen Sachstandsbericht zu seiner geplan-

ten Geschichte der Rheinischen und Süddeutschen Provinz der Schwestern vom Guten Hirten von 1840–1990. Aus dem Aufbau des Provinzarchivs der beiden 1990 fusionierten Provinzen in Würzburg ergab sich der Wunsch nach einer Provinzgeschichte. Die Mehrzahl der Unterlagen ist im Provinzarchiv, doch für die Darstellung wurden fremde Archive miteinbezogen. Die Provinzgeschichte orientiert sich an einer kirchengeschichtlichen Epochengliederung. Im Blickpunkt stehen immer die Spiritualität und die Lebensgewohnheiten der Gemeinschaft und gerade die Vorgabe der Gründerin Maria Euphrasia Pelletier, keine körperliche Gewalt gegenüber den Zöglingen anzuwenden. Das Buch wird keine Fürsorgegeschichte, obwohl die Mädchenfürsorge das Haupttätigkeitsfeld der Gemeinschaft ist und hier Entwicklungen vom 19. ins 20. Jahrhundert aufgezeigt werden. Die Geschichte der beiden Provinzen wird in der Regel gemeinsam dargestellt, die Geschichte der Apostolate dagegen immer in ihrem spezifischen Umfeld der einzelnen Niederlassungen. Das Buch wird sich an Ordensleute und Laien gleichermaßen richten.

Dr. Clemens Brodkorb (München) referierte über das im Südosten von Dresden gelegene Exerzitienhaus der Jesuiten, was 2011 auf sein 90jähriges Bestehen zurückblicken konnte. Stifterin des Hauses war 1921 Prinzessin Maria Immaculata von Sachsen, die etwas Besonderes für ihre Heimat tun wollte und eine Stiftung mit dem Zweck eines Erholungsheims für katholische Priester errichtete, die vom Bistum verwaltet wurde. Diese Regelung der Besitzverhältnisse bewährte sich durch zwei Diktaturen. Das Haus mit 25 Zimmern

wurde den Jesuiten übergeben, die es als Exerzitienhaus für Männer führten. 1941 wurde Hoheneichen von der Geheimen Staatspolizei beschlagnahmt und bis 1945 als Heimschule für die Hitlerjugend benutzt. Der Jesuitenpater Otto Pies, der sich der Beschlagnahmung widersetzte, wurde ins Konzen-

## Kontakt

Siehe gedruckte Ausgabe.

trationslager Dachau eingeliefert. Die Jesuiten erhielten das Haus kurz nach Kriegsende zurück. Im Haus waren viele Evakuierte. Ein geregelter Kursbetrieb konnte erst ab 1950 wieder aufgenommen werden. Jetzt stand Hoheneichen auch für Frauen offen. Das Haus hatte eine große Bedeutung in der DDR. Es war ein Tagungshaus, in dem man frei sprechen konnte, welches sich in der kirchlichen Jugendarbeit engagierte und auch die Ökumene nicht zu kurz kommen ließ. Es wurde 1999 grundlegend renoviert und wirkt bis heute über die Diözese hinaus.

*Gisela Fleckenstein*

Die nächste Tagung des Arbeitskreises Ordensgeschichte 19./20. Jahrhundert findet vom 1.-3. Februar 2013 in Vallendar statt.